Zeitschrift: Heimatkunde Wiggertal

Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal

Band: 43 (1985)

Artikel: Spukgeschichten im Luzerner Hinterland : von Gespenstern, vom Toggali und vom Künden

Autor: Marti, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-718165

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Spukgeschichten im Luzerner Hinterland

Von Gespenstern, vom Toggali und vom Künden

Hans Marti

Bereits im Heft 14 (1953) der Heimatkunde des Wiggertals habe ich unter dem Titel «von Sagen und Gespenstern im Luzerner Hinterland» einiges zu diesem Thema veröffentlicht. Die darin festgehaltenen Begebenheiten bezogen sich vorwiegend auf den Raum Ebersecken – Fischbach – Grossdietwil – Altbüron. Seither habe ich, wo sich Gelegenheit bot, weiter im Schatzkästlein dieses wertvollen Volksgutes gesammelt und zusammengetragen. Davon spricht das nachfolgende Ergebnis. Hervorheben möchte ich hiezu, dass alles so wiedererzählt ist, wie ich es von meinen Gewährsleuten vernommen habe. Es kann niemals darum gehen, zu untersuchen, was an all den Erlebnissen wirklich wahr ist oder nicht. Es gibt nun einmal Leute (oder gab sie), die fest überzeugt sind, Gespenster und andere spukige Dinge gesehen zu haben. Andere dagegen, die selbst zur gleichen Zeit mit solchen «Auserwählten» zusammen waren, bemerkten nichts. Sicher kommen – auch heute noch – solche Sachen vor, die wir einfach nicht zu deuten vermögen. Wer das nicht wahrhaben will, weiss zu wenig von der wissenschaftlichen Forschung solcher Belange.

Bewusst wird in den wenigsten Fällen der Ort erwähnt oder dann lediglich schwach angetönt, wo sich das «Unghüürige» zugetragen hat. Noch seltener ist es bei Namen beteiligter Personen der Fall. Mancher Leser möchte sie nur zu gerne wissen, da der «Gwunder» in solchen Dingen besonders heftig sticht. Man wird aber zugleich verstehen müssen, dass etliche Leute, die mir ihre Erlebnisse anvertraut haben, immer noch leben, andere noch gar nicht so lange gestorben sind. Regeln des Anstandes gebieten deshalb Zurückhaltung.

Zeit der Begebenheit sind die 20er Jahre: Ein etwas über dreissigjähriger Schnapsbrenner, kräftig, furchtlos, nüchtern, übte sein Gewerbe im nahen Grenzgebiet aus. Als er am ersten Tag wieder einmal auf diesem Hofe Schnaps brannte, fiel ihm nebenbei die Unordnung auf. Zuhinterst in der Futtertenne stand das Fass mit Trester, dessen Inhalt als erster zum Brennen bereitstand. Dahinter befand sich ein offenes Tennstor, darunter leicht daneben ein «Bschüttloch». Darauf breitete sich viel «Gräbel» (so der Ausdruck des Brennermeisters, der mir sein Erlebnis seinerzeit erzählt hatte) aus. Auf alle Fälle war allenthalben soviel vorhanden, dass ein Durchkommen beinahe unmöglich war. Das Durchkommen war zusätzlich noch von einem unaufgefüllten Gang erschwert, der von einem Scheunenumbau herrührt. Soviel zur örtlichen Situation.

Unser Schnapsbrenner, nennen wir ihn Emil, brannte wegen damaligem grossen Arbeitsaufkommen Tag und Nacht rund um die Uhr. Anschliessend wurde jedoch stets eine Nacht zum Schlafen eingeräumt. Wie sich nun Emil nachts etwa zwischen 11.00 und 11.30 Uhr zum erwähnten Fass begab, um Trester für einen neuen Brand herauszunehmen, bemerkte er aus etwa vier bis fünf Metern Entfernung einen ältern Mann daneben stehen. Emil dachte für sich: «Du bisch au no e glatte Vogel!» Um sich auf alle Fälle abzusichern, schaute sich Emil nach einer Futtergabel um. Doch stand keine in der Nähe. Immerhin sagte er sich gleich weiter: «Joo mit dir wirdi de scho no fertig!» Wenige Tage vorher hatte Emil beobachtet, dass nächst der Brennerei ein «Windeschiit» (einstiges Scheit zum Binden von Heu- und Erntefudern) herumlag. Dieses schien Emil als bestgeeignete Abwehrwaffe zu dienen. Doch wie er sich dieses beschaffen wollte, ging der seltsame Mann auch schon an seiner Nase vorbei. So wie die eingangs geschilderten örtlichen Verhältnisse waren, hätte dieser über das zitierte «Gräbel» steigen, ja beinahe klettern müssen, was in so knapper Zeit Emil ganz unmöglich zu sein schien. Dabei dachte er so für sich: «Du bisch jetz au no e gleitige Hagel.» Auf alle Fälle hatte er sich das Aussehen und die Gestalt des Mannes recht deutlich gemerkt. Dieser war gross, trug keine Kopfbedeckung, hatte beinahe eine Glatze und hatte eine halbleinene Berner Kleidung an. Ferner bemerkte Emil auch, dass es keiner vom Hause war, auf dem er

brannte. Zwischen beiden wurde kein einziges Wort gewechselt. Beim nähern Überlegen der Zusammenhänge, die sich da ergaben, kam Emil die Sache bereits mehr als komisch vor.

Doch oblag er weiter seiner Arbeit. Als nächstes ging er in die Futtertenne um Trester für den nächsten Brand herauszunehmen. Jetzt stand kein Mensch mehr dort. Nach getanem Werk begab sich Emil in den warmen Kuhstall (es war Winter) um dort etwas zu lesen. Kaum schickte er sich auf dem Stallbänkli dazu an, ging die hintere Stalltüre auf und der gleiche vorher gesehene Mann trat dort herein. Laut und wortlos schritt er an den Kühen vorbei, gegen die Futterkrippe zu. Das tat er mit leeren Händen, seelenruhig, als wäre überhaupt niemand anderer da. Bei aller Furchtlosigkeit, die Emil eigen war, überkam ihn jetzt aber doch ein heimliches Schaudern, weil er nun ahnte, dass da «etwas nicht mehr sauber war.» Innerlich durcheinander geraten, brannte Emil, so gut es ging, diese Nacht noch zu Ende und war herzlich froh, als es endlich Morgen wurde. Dem Bauern erzählte er nichts vom Erlebten. Am andern Abend hingegen verzichtete Emil auf die «Nachtschicht».

Etwa zwei oder drei Jahre später brannte Emil wieder auf dem gleichen Hof und wiederum nachts. Weil inzwischen Zeit darüber gegangen war, hatte für ihn das frühere Erlebnis an Gewicht verloren und deshalb sagte er sich: «Jo, brönnsch wieder dure, zum Töde chas nid goh.» Diesmal aber sagte der Bauer zum Brenner, was diesen eigentümlich stutzig machte: «Mein Sohn kann mit dir aufbleiben und ein wenig Gesellschaft leisten. Er muss am Morgen ja nicht so früh aufstehen. Damit wird die Nacht für dich ein wenig kurzweiliger, als wenn du die ganze Nacht allein sein musst.» Etwas nach 11.00 Uhr gingen beide, Emil und der Bauernjunge, in den Stall. Wie sie dessen Türe öffneten, sprang sämtliches Vieh miteinander schreckhaft auf. Der Junge meinte, dass das offenbar der Hinweis für ein Erdbeben sei. Emil blieb dieser Äusserung gegenüber sehr misstrauisch, sagte aber weiter nichts. Unverzüglich flitzte ihm das früher Erlebte durch seinen Sinn. Zugleich verdichtete sich in ihm ein sicheres Gefühl, dass da tatsächlich etwas nicht «ghür» sei. Das war zugleich Grund genug, künftig auf diesem Hof nie mehr während der Nacht zu brennen.

Von zwei verunglückten Pferden und den Folgen ...

Auch diese Begebenheit hat Emil erlebt und sie mir persönlich erzählt. In einem Dorf im Rottälchen verunglückten zwei Pferde tödlich, an einen Jauchewagen gespannt, als sie an einer Trafostation vorbeifuhren. Der Karrer selber kam heil davon. Es war zur Zeit der Ernte. Während die toten Tiere bald nach dem Unfall weggeschafft wurden, blieb das Fahrzeug auf dem gleichen Platz stehen, bis am andern Morgen die Elektriker kommen sollten, um die Angelegenheit weiter zu untersuchen. Da bis zu diesem Zeitpunkt ein neuerlicher Stromüberschlag nicht ausgeschlossen war, wurde von einem Gemeinderatsmitglied eine Wache angeordnet, womit Emil betraut wurde, der vordem tagsüber bei einem Bauern mit Erntearbeiten beschäftigt gewesen war. Trotz eines strengen Tagewerks, nahm Emil den Auftrag an. Er besorgte sich eine Pferdedecke, breitete diese unter dem Wagen aus, legte sich zeitweilig darunter. Um sich noch anderweitig die Zeit zu vertreiben, wurde gelegentlich geraucht oder auch wieder herummarschiert, bis es schliesslich langsam Morgen wurde. Dann kam jemand «von usse-ie», wie Emil erzählte. Er glaubte, es wäre seine Frau und dachte so für sich, diese komme wahrscheinlich schauen, was er mache und wolle ihm vielleicht gar etwas zu essen bringen. In dieser Annahme ging Emil der Person leicht entgegen. Gleichzeitig rief er ihr zu: «He, wo bisch jetz?» Denn unversehens sah er sie nicht mehr. Es ertönte auch keine Antwort. Emil bemerkte so vor sich hin: «Wo isch ächt die düre?» Er nahm an, dass sie möglicherweise über ein nahes Bord gegangen wäre oder sich in einem Schatten befände. Doch nichts von alledem. Inzwischen war es 05.00 Uhr geworden, die Elektriker kamen und Emil war entlassen. Als er heimkam, war seine Frau im Bett und schlief. Er weckte sie und sagte zu ihr: «Was isch mit dir gsi dä Morge do, du bisch doch zuemer usecho?» Sie erwiderte erstaunt: «Joo, ich bi au-wäg zu dir use-cho! Ich bi die ganz Nacht im Bett gsi.» Das geschah in den 30er Jahren.

Der rätselhaft umgestossene Wasserkessel

Emil, vielmehr dessen Tochter «Louise», wusste noch von einem anderen Erlebnis zu berichten. Zusammen mit ihrer Familie, wohnte Louise in einem alten Hause, wo es noch kein fliessendes Wasser in der

Küche gab. Dieses musste in Kesseln zugetragen werden. Ein solcher stand am Abend, regelmässig gefüllt auf der sogenannten «Wasserbank» in der Küche. Jeweils an Abenden um die Essenszeit war der Vater, der auswärts der Arbeit nachging, selten da. Gegessen wurde in der Küche. Doch nachher begaben sich die Familienangehörigen in die Stube. Nun geschah es einmal, dass es, während sie so dasassen, in der Küche seltsam «räbelte». Die Mutter entdeckte, dass der Wasserkessel teilweise ausgeleert war. Gleich wurden von ihr die Wasserlachen aufgeputzt. Wie es zu diesem Unfall gekommen war, konnte man sich auf keine Art und Weise erklären. Doch geschah das nicht bloss einmal. Vielmehr wiederholte sich das gleiche an verschiedenen Abenden, worauf es den Angehörigen zusehends unheimlicher zumute wurde. Solche Ungereimtheiten waren einfach nicht zu erklären. Die vorläufige Folge davon war, dass man sich jeden Abend nach dem Nachtessen unverzüglich in die sichere Stube begab, um mindestens in einiger Entfernung und gewisser Deckung den Spuck zu erleben. Übrigens spielte es sich während der Seelenzeit im November ab. Nachdem der gleiche Unfug bereits mehrmals vorgekommen war, erzählte ihn die Mutter einem nahen Bekannten in der Nachbarschaft. Dieser lachte und meinte, es sei vermutlich ein Loch in der Wand, und es stosse einer zum Schabernack mit einem Stecken hindurch und leere so den Kessel aus. Hierauf wurde die Wand gründlich danach untersucht, jedoch kein Loch gefunden. Der mehr und mehr unheimlich anmutende Spuk wiederholte sich nun Abend für Abend zwischen 07.00 und 08.00 Uhr (Ende der 20er Jahre). Stets, wenn es in der Küche «geräbelt» hatte, gingen die Mutter und die Kinder hin, um nachzuschauen. Ganz sonderbar dabei war, dass der Wasserkessel jeweils halbleer, jedoch nicht umgefallen war. Er stand immer neben einem Bein des «Wasserbänklis». Der Vater, von Natur aus ein «Thomas», glaubte nicht an diese Vorkommnisse. Doch nun wollte er sich persönlich einmal davon überzeugen lassen und sagte zur Frau und den Kindern: «Jetzt nimmts mi wunder öb dä Ch..b au oben-abechunnt hüt zobe?» Und wirklich, Emil erlebte genau dasselbe, jedoch nur noch an diesem einen Abend. Denn inzwischen war bereits ein Kapuziner verständigt worden. Als dieser kam, meinte er, «dass da wohl eine Seele etwas verlange.» Für sie wurde dann auch tatsächlich «etwas getan». Nachher hörte der Spuk für immer auf, wohnte doch Emil mit seiner Frau noch gute 35 Jahre in dieser Wohnung.

Ein Gatter, das von selbst auf- und zuging ...

Auf der Älbachweid bei Luthern (früher soll es dort lediglich Weidebetrieb gegeben haben) befand sich in der Nähe eines Steins ein Gatter, das sich nach dem «Bättlüüte» von selbst öffnete und schloss, wenn jemand dort vorbeiging. Es seien dies vor allem «Eriswiler Mannli» gewesen, so wurde mir gesagt, die früher nach Luthern zur Arbeit gingen und hier vorbeikamen (das Gatter befand sich rund zwei Kilometer von der Bernergrenze entfernt). Als sich wieder einmal das Gatter von selbst öffnete, sagte einer der Vorübergehenden: «Vergälts

Gott!» Hierauf hörte er eine Stimme, die erwiderte: «Jetz bini erlöst. Das het mir jetz no niemer gseit und är heig uf das scho 100 Johr gwartet.» Fortan wurde es um dieses Gatter ruhig, es musste künftig aber auch ganz normal von Hand bedient werden.

Eine grosse Ähnlichkeit wies eine Begebenheit beim Eigatter hinter dem Luthernbad auf. Ältere Leute überlieferten, dass früher, jemand, wenn Menschen nachts über die Weiden im Ei gingen, an einer bestimmten Stelle immer geniesst habe (wohlverstanden nicht einer von den Mitmarschierenden). Und doch habe man niemanden gesehen. Die einen, die vorübergingen regten sich wegen des seltsamen «Pfluxen» nicht auf und sagten nichts. Andere hingegen seien böse geworden und hätten ärgerlich geflucht, weil sie annahmen es wolle sie jemand zum Narren halten. Ausnahmsweise aber sagte einmal einer: «Lohne Gott!» und da tönte es laut vernehmlich: «Jetz bini erlöst.» Fortan hörte man hier in nächtlicher Weile nicht mehr «Pfluxen».

Entferntes «Helgestöckli» brachte Unsegen

In der Nähe von Hinterwaldsberg bei Luthern wurde vor geraumer Zeit eine neue Scheune gebaut. In deren Nähe befand sich früher ein altes «Helgestöckli». Da es der Scheune in den Weg kam, wurde es kurzerhand weggerissen. Doch bald darauf war «etwas nicht mehr sauber». In der Scheune begann es zu rumpeln und «machen», dass es einem schauderte. Das bewog den Bauer, wieder ein «Helgestöckli» zu stellen, weil er ahnte, dass da «etwas lätz gelaufen» war. Nachher war wieder alles ruhig.

Von Kettengerassel und Kettengepolter

Eine Frau aus dem Napfgebiet, nennen wir sie «Marie», die dort geboren und gross wurde, heute aber irgendwo im Wiggertal lebt, erzählte mir von eigens erlebten Spukgeschichten oder von solchen, die sie unmittelbar von nächsten Angehörigen vernommen hatte.

Als Maries Mutter noch ledig war (damals 18jährig) half sie auf der Seeblenalp in Hergiswil heuen. Es war nachmittags um die Zobigzeit.

Da es am «Wettern» machte, wurde dieses Zobig hinausgeschoben, obwohl sehnlichst darauf gewartet wurde. Schliesslich sagte die Bäuerin zur Mutter, sie solle hingehen und den erwünschten Imbiss herrichten, was denn auch geschah. Als dann die Mutter die Milch «übertat», kam etwas, mit grossem Lärm und Gepolter, wie mit Ketten, die Stiege herab und hinauf, ohne dass auch nur im geringsten jemand zu sehen war.

Begreiflich, dass es die Mutter mit der Angst zu tun bekam, schnurstracks aus der Küche auf den «Heublätz» hinauseilte und in einer Aufregung rief, dass sie sich nicht mehr getraue, in diesem Hause zu sein. Als die Bäuerin davon hörte, sagte diese bedächtig: «Du musst nicht Angst haben, der kommt von Zeit zu Zeit, der macht dir nichts. Komm du jetzt heim, wir gehen Zobig machen». Doch die Mutter war um kein Geld mehr dazu zu bewegen. Die Hausbewohner ergänzten lediglich noch, für sie sei das nichts Neues, doch ihnen mache das nichts mehr aus.

Marie, die in der Zeit der Fronfasten geboren war (solche Menschen sollen eine besondere Gabe haben, Gespenster zu sehen) erlebte schon von ihrer Kindheit an, sagen wir eher Schulzeit, viel Spukiges, während ihre Schwestern, die mit ihr zusammenlebten, davon nichts merkten.

Mit einer gewissen Regelmässigkeit die Jahre hindurch, begab es sich, dass Marie, immer und immer wieder, am Abend beim zu Bette gehen, meist noch mehr um Mitternacht herum, gewahrte, dass eine fremde Person im Schlafzimmer herumging. Sie hörte verängstigt, wie die hölzernen Laden des Bodens «giebsten» und fühlte, wie ihr gleichzeitig Schaudern und Schrecken in die Glieder fuhren. Gewöhnlich rief sie dann bei der Mutter um Hilfe, die herbeieilte, doch nichts Ungewöhnliches entdeckte. Ab und zu wurde sie vom Vater an der Hand in der Wohnung herumgeführt um ihr zu erklären und beweisen, dass kein Störefried da sei. Trotzdem wurde sie aber wieder von solchem Ungemach verfolgt. Ein anderes Mal wurden auch ihre Brüder, die einen Stock höher schliefen, davon heimgesucht. Seltsam daran war, dass die Schwestern, selbst Marie, nichts davon merkten. Die Knaben nahmen wahr, wie ein Gepolter, einem Schleifen von Ketten über Stiegen sehr ähnlich, zu hören war. Wie Marie dazu berichtete, hätten ihre Brüder, als sie im nachhinein erzählten, genau gehört, wie es «gemacht und keibet habe». Sie seien von einem starken

Gruseln befallen worden, und in ihren Nöten seien sie in den Betten zusammengeschloffen», um sich ganz instinktiv vor dem drohenden Unheil zu schützen. Am Morgen seien die Brüder fest verschüchtert von ihren Kammern heruntergekommen.

Marie wusste hiezu noch zu ergänzen, dass es in ihrem Hause vielfach «geklöpft und gepoltert habe.» Öfters hätte man angenommen, dass dies vom «schaffenden» Holz herrühre. Doch sei das in Wirklichkeit nicht der Fall gewesen. Es war «etwas anderes», wie unsere Erzählerin überzeugend hinzuzufügen wusste. Deshalb rief man später einen Kapuziner, der gleich bemerkte, «dass da einfach jemand im Hause sei.» Schliesslich «mussten dessen Besitzer viel tun dagegen.» Im Klartext hiess das, dass zahlreiche Messen gelesen wurden. Dann verstummte der Spuk und längst ist in diesem Hause Ruhe eingekehrt.

Wie Pferde in der «Helgennacht» kamen und verschwanden

Einmal in einer «Helgennacht», als Marie 12jährig war, ging sie, zusammen mit einer Schwester und einem Bruder, in die Mitternachtsmette nach Hergiswil. Es hatte Schnee. Auf dem Heimweg sah Marie nahe beim Schiessstand einen Mann mit zwei Pferden daher kommen, ohne ihn zu erkennen. Spontan sagte sie zu ihrer Schwester: «Lue dert, worum chöme jetz die und fahre um dä Schiessstand ume?» Doch sowohl Schwester wie Bruder sahen davon nicht das geringste. Auch war vom Gefährt kein Laut zu vernehmen. Ebenso war im Nu das vorher Geschaute spurlos verschwunden.

Der mitternächtliche Mann im Baumgarten

Ein andermal, es war im Spätherbst, konnte Marie mit Familienangehörigen einen frühern Nachbarn besuchen, der in Luthern «bauerte». Um Mitternacht ging man miteinander heim nach Hergiswil. Der Weg führte weitgehend über ein Karrensträsschen. Unversehens bemerkte Marie vorne in einem Baumgarten einen Mann, der unter einem Baume ständig die Schuhe hin- und herbewegte. Auch schaute er dauernd um sich herum, so, als wollte er etwas suchen. «Ich sagte zu

den Unsern», so Marie, «wär isch jetz au das dert vorne, ich könne dä nid, was macht ächt au dä?» Ihre Begleiter, ob solchen Äusserungen ganz erstaunt, sahen von allem nichts. Bald schritt man in etwa zwei Metern Entfernung an der dubiosen Gestalt lautlos vorbei. Marie «verging dabei fast vor Angst», während die andern, wie eben erwähnt, nichts von allem bemerkten. Als sich Marie gleich nachher umdrehte, war vom Mann nicht mehr die geringste Spur zu sehen.

Die gespenstische Jauchegrube

Regelmässig im Frühling ging man seinerzeit «mit Chrüz» von Hergiswil nach Luthern. Der Weg führte auch an einem Bauernhof vorbei, von dem es seit langem und recht weitherum hiess, dass dessen Jauchegrube mit «Unghüürigem» behaftet sei. Damit sich dieses nicht bemerkbar machte, mussten stets zwei «Bschüttlochläden» abgedeckt sein. War die Grube nämlich ganz zugedeckt, begann es zu poltern, «sirachen» und «cheiben», wie Marie mit Nachdruck betonte. Waren jedoch die zwei Läden entfernt, passierte nichts. Jedesmal wenn die Leute «mit Chrüz» hier vorbeigingen, richteten sich aller Blicke auf das verrufene «Bschüttloch», genauer genommen auf dessen Läden. Lagen diese zwei, wie angetönt, beiseite, war alles in Ordnung; was übrigens auch immer der Fall war. Zeitlich gar nicht soweit zurück, ging Marie wieder einmal mit ihrem Bruder über diesen Weg und dabei meinte sie aus alter Gewohnheit heraus: «Lueg au dert äne, si ächt die zwe Läde no offe, weisch wo mir früener alle verbii gange sei?» Jedenfalls ist heute der Spuk verstummt.

Licht zur Seelenzeit

Marie erinnert sich auch noch äusserst lebhaft, als während etlichen Jahren zur Seelenzeit im November an einem bestimmten Hang in Hergiswil ein seltsames Lichtlein wahrgenommen wurde. Auf der Liegenschaft, wo unsere Erzählerin daheim war, wurde am Abend zu dieser Jahreszeit, wenn es bereits dunkel war, immer noch gegrast. Dabei wurde, wie eingangs erwähnt, über das Tälchen hinweg auf der andern Talseite, ein sich stetig bewegendes geheimnisvolles Lichtlein

bemerkt. Da es über eine längere Zeit hinweg beobachtet werden konnte, wurden die fraglichen Nachbarsleute verständigt. Diese aber hatten von diesem Lichterschein nie das geringste gesehen. Das Lichtlein wurde übrigens nicht von Marie allein, sondern auch von ihren Familienangehörigen, wahrgenommen. Heute ist das Licht verschwunden.

Wer Marksteine versetzte, musste «wandeln»...

Marie wusste auch zu berichten, wie ihr erzählt worden sei, dass einer der Marksteine versetzt hatte, «wandeln» musste. Wer auf einer bestimmten Stelle einer Viehweide vorbeiging, hörte dort ein seltsames «Gruchsen» und es habe «so eigentümlich gemacht», dass man darob unweigerlich eine Gänsehaut «kriegte». Als der Sache nachgegangen wurde, kam heraus, dass da ein früherer, inzwischen verstorbener, Landbesitzer einen Markstein versetzt hatte und als Folge davon «wandeln» musste. Nachdem dieser schliesslich wieder an den richtigen Ort gerückt war, hörten die furchterregenden Geräusche auf.

Von einem Ungeist in einer Wohnung

Irgendwo in einer Ortschaft des mittleren Wiggertales lebte eine Familie in einem Hause, wo «etwas nicht sauber» war. Offenbar machte sich im Schlafzimmer der Kinder ein Ungeist bemerkbar. Deshalb wollten sie darin um kein Geld mehr schlafen. Vielmehr begannen sie zu weinen und sträubten sich heftig dagegen, wenn sie hier noch weiter die Nacht zubringen mussten. Sie spürten etwas, das sie plagte, beunruhigte und Angst einflösste. Im Elternschlafzimmer hingegen, schliefen die Kinder ruhig und unbehelligt. Zusehends ahnten Vater und Mutter, dass im Kinderzimmer etwas «nicht mit rechten Dingen» zugehen könne. Deshalb wurde Hilfe bei einem Kapuziner in Sursee gesucht. Als dieser kam und durch die Wohnung, insbesondere das berüchtigte Zimmer schritt, sagte er unversehens: «Da ist er!» Dabei lief dem Pater der Schweiss über sein Gesicht und er fügte hinzu: «Den müssen wir erlösen und etwas für ihn tun», was

offenbar auch bald geschah. Denn kurz nachher bekamen die vordem verscheuchten Kinder ihre Ruhe. Als der Sache weiter nachgeforscht wurde, vernahm man, dass in der Nähe des Geisterhauses einmal einer getötet worden war.

Pferde sehen mehr...

Oftmals wurde überliefert, dass Pferde mancherorts Gespenstisches sähen, das den meisten Menschen verborgen bliebe. Auch Marie wusste, als sie ein 12jähriges Mädchen war, um ein solches Erlebnis. Es war Herbst und bereits dunkel, als sie mit einem Pferd, eingespannt am Milchfuhrwerk, auf dem stotzigen Heimweg war. An einer bestimmten Stelle wollte das Tier unversehens nicht mehr vom Fleck. Es wieherte, bäumte sich leicht auf und war trotz allem «Flattieren», nicht zum Weiterziehen zu bewegen. Nach längerem Bemühen nahm schliesslich der «Flory» einen «Gump» über das Unding hinweg und lief anschliessend, was er herausbrachte, von Schweiss fast tropfend, heimwärts. Mit Schrecken zu Hause angekommen, sagte der Vater: «Joo, do unde isch au wieder öppis gsi! Die Gäget isch wäge dem scho immer e chli bekannt.»

Der «Chilter» und die schwarze Katze

Vor gut 30 Jahren fuhr ein Jungmann aus dem Wiggertal mit seinem schweren Töff «z'Chilt» nach Hergiswil. Ein wenig unterhalb des Dorfes, (Richtung Willisau) nicht weit von der Ortstafel entfernt, bemerkte unser «Chilter» unversehens vor ihm eine grosse schwarze Katze mitten auf der Strasse. Die Augen des Tieres leuchteten und glotzten ganz aussergewöhnlich mächtig. Doch dachte sich der Mann zunächst nicht viel. Lediglich ging ihm so durch den Kopf: «Was da wohl los sei, und worum wott die nid ewägg?» Doch, wie er an der Katze vorbeifahren wollte, war diese, wie mit einem Zauberstab verschwunden. Als «Tony» das Erlebnis im Hause seiner Angebeteten erzählte, war zufällig einer dort, der bestätigte, bereits einmal genau das gleiche wahrgenommen zu haben.

Künden ist etwas, das es einst vielfach gab und das auch heute noch ab und zu vorkommt. Darüber vernahm ich von meinem Gewährsmann «Martin», der von Geschehnissen berichtete, die er und seine Tischgenossen leibhaftig erfahren hatten. Vorgekommen war das alles auf einem grössern Bauernhof, droben auf den Hügeln des Hinterlandes zwischen dem Rottälchen und dem Wiggertal. Auf diesem Bauernhof gab es drei «ledige Meitschi», wie man früher gerne zu sagen pflegte. Zu einem von ihnen kam einer aus der Umgebung «z'Chilt». Der Mann hatte die Gewohnheit, dass er regelmässig einen Stecken zum Gehen mit sich nahm und nach der Ankunft, auf deren Klopfer (Türfalle) an der Türe des Hauses nach einem ganz bestimmten Takt pochte. Dann wusste man, jetzt ist der «Müller Peter» angekommen, und dass ihm zu öffnen sei. Aber dann wurde er unheilbar krank und kam nicht mehr. Eines Tages – ob am Mittag oder Abend war nicht mehr auszumachen – befanden sich die Meistersleute samt Gesinde am runden Tisch in der Stube. Unversehens ertönte das wohlvertraute Klopfen an der Türe. Unverzüglich ging man schauen, ob jemand da sei. Doch keine Spur von einem Menschen! Jetzt hiess es gleich: «Das isch de Müller Peter gsi, dää het si kündt.» Und es war so. Wenig später kam die Nachricht, zeitlich mit dem Künden übereinstimmend, dass Peter gestorben sei. Das war im Oktober 1913.

In der gleichen Stube ereignete sich um 1917 herum ein anderer Fall. Man war gerade mit dem Mittagessen fertig geworden. Doch wurde noch ein wenig miteinander geplaudert. Die gemütliche Stimmung wurde aufs Mal durch einen «unerchannten Chlapf», wie Martin sprühend zu schildern wusste, unterbrochen. Was war geschehen? Dem Knecht «Alois Schmid» war ein Glas Most, das er eben trinken wollte, «z'Hudle und z'Fätze verspiigelet». Darob wurde er kreidenbleich und meinte nachdenklich, jetzt sei jemand aus seiner Verwandtschaft gestorben. Richtig: Am Abend traf ein Telegramm ein, das mitteilte, dass in Zug die Schwester von Alois verschieden sei. Eigentümlich am Zerspringen des Glases war, dass dieses vorher vollständig intakt und von fester Art gewesen war. Und obwohl es in viele Teile «zerspritzte», wie Martin sagte, hätte sich Knecht Alois nicht im geringsten die Hand verletzt.

In einem andern Jahr, wiederum in dieser Stube und ebenso am

gleichen Tische, «kündete» sich knapp nach dem Mittagessen jemand. Martin schilderte mir das so: «Plötzlich ›tätschte‹ es neben mir in ungewohnter Lautstärke. Herrgott, was isch au das! dachte ich.» Und was war es? Ein Bild, das normalerweise nicht gar zu weit vom Tisch entfernt an einer Wand hing, hatte sich dort auf ganz unerklärliche Weise gelöst und war wuchtig auf den Boden geflogen. Mit normalen Sinnen betrachtet, einfach ganz unverständlich. Denn in der Stube war erst noch alles ruhig, auch war keine Türe geschletzt worden. Um so mehr wurde nach der Ursache gerätselt. Begreiflich, dass da auf «etwas Unrechtmässiges» geschlossen wurde. Tatsächlich war es so: Im Laufe des Nachmittags traf von einem Nachbar die Kunde ein, dass sein Vater gestorben sei. Seine Todesstunde und die Zeit des Kündens stimmten genau überein.

Eine Marie Josefa, im Volksmund Marseppi genannt, hatte bei einer Schneiderin in einem Dorfe des Rottälchens den Beruf erlernt, allerdings nur für den Hausgebrauch. Ihre Meisterin war damals noch ledig. Bis sie heiratete blieb Marseppi bei ihr. Am Tage der Hochzeit – die Trauung fand bereits am Morgen um 05.00 Uhr statt, was damals noch vorkam – half Marseppi die Hochzeiterin einzukleiden. Nun, unsere Hilfsschneiderin zog schliesslich fort in eine andere Stelle nach Ruswil, wo sie bald darauf erkrankte. Marseppi kam deswegen in das Kantonsspital nach Luzern. Als die Meistersfrau davon vernahm, sagte sie zu ihrem Gatten: «Das Marseppi weimer de go bsueche.» Gar nicht lange danach, klopfte es nachts dreimal an das Schlafzimmerfenster des jungen Paares. Dessen Gemach befand sich ziemlich hoch über dem Boden. Sofort ging der Ehemann aus dem Bett, öffnete das Fenster und rief in die Nacht hinaus: «Wär isch doo? Wär het klopfet?» Doch niemand regte sich draussen. Am Morgen kam Bericht, dass Marseppi gestorben sei.

Vom Toggali

Marie, die bereits mehrfach erwähnte «Fronfastenfrau», litt früher auch unter dem «Toggali». Beim Toggali handelt es sich um einen Kobold (auch unter dem Namen Alpdrücken und Schrättali bekannt), der sich nachts bemerkbar macht und die Leute im Schlafe plagt. So gewahrte Marie öfters, wie eine dunkle Gestalt über die Stiege und

durch die verschlossene Wohnung ins Schlafzimmer trat; gewöhnlich um Mitternacht herum. Marie bekam hierauf fast keine Luft mehr. Bis sie einen Laut von sich geben konnte, war der ganze Spuk wieder vorbei. Doch wiederholte er sich öfters. Gelang es, sich vorher im Bett zu drehen oder das Licht anzuzünden, war das Unheil abgewendet. In solchen kritischen Situationen bestand auch keine Möglichkeit zum Rufen, weil der gesamte Körper ob der unheimlichen äussern Einwirkung wie gelähmt war.

Marie war nicht die einzige Person, die in ihrer Nähe vom «Toggali» heimgesucht wurde. Auch ihr Schwager Hans erlebte Ähnliches. Auch er hörte und merkte, wie sich das seltsam gespenstische Gebilde in der Wohnung herumbewegte. Stand der Mann jedoch auf und machte Licht, war alles wie im Nu verschwunden, drehte er es hingegen aus und ging wieder zu Bett, fing das Spiel von neuem an. Der Geplagte begann zu schimpfen und fluchen, was aber wenig oder nichts nützte; einzig, dass er seinem Unmut Luft verschaffte. Gleichzeitig schwitzte er, was das Zeug hielt und als «Geschenk» darüber hinaus, hatte er am andern Morgen einen geschwollenen Kopf. Die Torturen, die Hans unter der Fuchtel des Toggalis erdulden musste, wiederholten sich rund zwanzig bis dreissig Mal und stets zur Winterszeit. Bei der grossen finstern Gestalt, die Hans in Umrissen wahrnahm, konnte er aber nie mit Sicherheit feststellen, ob sie frauen- oder männerähnlich aussah.

Marie meinte zum Schluss der mir geschilderten Geistergeschichten, dass sie im Laufe der Zeit selber genügend erfahren und die feste Überzeugung gewonnen habe, dass man für die «armen Seelen» etwas tun müsse, und wenn das jeden Abend lediglich im Beten eines Vaterunsers bestehe, wie sie das regelmässig tue. Während der «Seelenzeit» hingegen, lasse sie, nach altem überkommenem Brauch für die Heimgegangenen immer ein «Liechtli» im Keller brennen.

Damit die Originalität der Sprache erhalten bleibt, ist der Text möglichst getreu übernommen und stilistisch kaum verändert worden. Anmerkung der Redaktion.

Zeichnungen:
Hanspeter Hunkeler, Schötz